



JOSH ERICSON

# WINTER KILL

MYSTERY THRILLER



Weltbild

Josh Ericson

# Winter Kill

Mystery Thriller

**Weltbild**

## Der Autor

Josh Ericson ist das Pseudonym eines bekannten Autors, der auch mit seinen romantischen Abenteuerromanen großen Erfolg hat. Während eines Schneesturms in seiner zweiten Heimat Chicago und einer Begegnung mit Anishinabe-Indianern in Minnesota kam ihm die Idee zu diesem spannenden Mystery-Thriller.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Verlag Carl Ueberreuter, Wien  
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Josh Ericson vertreten durch die Agentur Lianne Kolf, München.  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
eBook-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-278-0

Die Stimme wollte ihren Tod. Sie trieb mit dem eisigen Wind heran, der durch die Häuserschluchten von Chicago heulte und die ersten Schneeflocken wirbeln ließ. Ein Flüstern nur, kaum zu hören über dem Verkehrslärm der geschäftigen Michigan Avenue, und doch so bestimmt und eindringlich, dass sie es nicht schaffte, sich dagegen zu wehren. »Komm zu mir, Candy!«, forderte die körperlose Stimme. »Hab keine Angst!«

Candy Morgan blieb an der Ampel stehen und blinzelte in das leichte Schneetreiben. Der Winter kam früh dieses Jahr, selbst für Chicago, und der Wind blies jetzt schon schneidend vom Lake Michigan herauf. Er zerpte an der Einkaufsstüte mit den Laufschuhen, die sie vor einer Stunde im Nike-Shop gekauft hatte, und fuhr unter ihren wattierten Mantel. Sie schien ihn kaum zu spüren, wartete trotz der Kälte geduldig, bis die Ampel auf Rot schaltete, und überquerte zügig die breite Straße.

Vor einem der mächtigen Wolkenkratzer, die neben dem Wrigley Building in die Höhe ragten, blieb sie stehen. Ihr Blick wanderte an den zwanzig Stockwerken empor, bis er sich in dem dichter werdenden Schneetreiben verlor, und richtete sich auf die breite Doppeltür, die ihr wie der Eingang in eine andere Welt erschien. In den Scheiben spiegelte sich die rote Uniform des Türstehers, der ihr bereitwillig die Tür aufhielt, als sie mit einem Kopfnicken an ihm vorbeiging.

»Ich hoffe, Sie müssen nicht zu hoch hinauf, Miss«, sagte er, »die Aufzüge werden gerade überholt. Dürfte ungefähr noch eine halbe Stunde dauern.«

»Vielen Dank, ich habe nicht weit«, erwiderte sie freundlich. Sie merkte nicht, dass sie log, handelte unter dem Einfluss der geheimnisvollen Stimme, die als dumpfes Echo in ihrem Kopf widerhallte und alle anderen Gedanken auslöschte: »Komm zu mir, Candy! Komm zu mir, du hast nicht mehr weit!«

Sie betrat das Treppenhaus und stieg die nackten Betonstufen empor. Hinter ihr fiel die schwere Metalltür ins Schloss. Ohne Schlüssel würde sie sich nicht mehr öffnen lassen. Sie stieg die Stufen empor, vier Absätze zwischen jedem der Stockwerke, die hinter dunklen Metalltüren mit großen Zahlen verborgen waren.

Die Schneeflocken, die sich in ihren Augenbrauen und Wimpern gefangen hatten, schmolzen und ließen sie blinzeln. Sie war jung und sehr schlank, das konnte selbst der wattierte Mantel nicht verstecken. Unter ihrer Wollmütze fielen die schwarzen Haare bis auf ihre Schultern hinab, ein Erbe ihrer indianischen Eltern, die immer noch im Reservat in Minnesota lebten. Ihre Bewegungen waren anmutig und fließend. Nur wer ihr direkt in die Augen geblickt hätte, wäre darauf aufmerksam geworden, dass aller Glanz daraus verschwunden war. Der eindringliche Blick, der selbst den jungen Verkäufer im Schuhgeschäft verlegen gemacht hatte, war einer starren Leere gewichen, die sie wie einen Zombie aussehen ließ. Vielleicht war sie das auch, eine lebende Tote, die diese Welt längst verlassen hatte und mit einem Bein im Jenseits stand.

Vor ihr tauchte die Tür mit der großen Vier auf. Die Spielerei eines Grafikers, der jedes Stockwerk mit einer anders gestalteten Zahl versehen hatte. Candy war viel zu abwesend, um es zu bemerken. Sie handelte mechanisch, bewegte sich wie ein Roboter, den man programmiert hatte, ein Stockwerk nach dem anderen zu erklimmen. Ohne

darüber nachzudenken, setzte sie einen Fuß vor den anderen, bewegte sich wie eine Puppe durch das Treppenhaus. Ihr Atem beschleunigte sich kaum. Sie joggte fast jeden Morgen und hatte eine gute Kondition.

Ein heftiger Luftzug fuhr von unten durch das Treppenhaus, als hätte jemand ein riesiges Fenster geöffnet. Doch es gab keine Fenster in dem Treppenhaus, nur trübes Licht, das die Treppen und Betonwände noch kahler und trostloser aussehen ließ. Candy blickte sich erschrocken um und sah Schneeflocken die Treppen heraufwirbeln, so dicht, dass sie die roten Augen erst bemerkte, als sie dicht vor ihr waren. »Beeil dich, Candy! Ich warte auf dich!«, rief das körperlose Wesen, und das erfüllte sie mit einer solchen Kälte, dass sie zu zittern begann und unwillkürlich schneller lief.

Ihre Gedanken waren leer und sie verspürte keine Angst. Ihre Empfindungen beschränkten sich auf die quälende Kälte, die ihren ganzen Körper ergriffen hatte, und ihr einziger Antrieb war die Stimme, die sie in dem düsteren Treppenhaus des Hochhauses nach oben trieb. Die Zahlen verschwammen bereits vor ihren Augen, die große Acht, die Neun, die Zwölf, die Dreizehn. Immer drängender wurde die Stimme in ihren Gedanken, immer fordernder der Wunsch des unsichtbaren Wesens, sie auf dem Dach des Hauses zu sehen.

Ihre Kraft war ungebrochen. Als die Achtzehn und die Neunzehn auftauchten, atmete sie kaum schneller als im Parterre, nur die Tasche mit den neuen Laufschuhen hatte sie unterwegs fallen lassen. Sie erreichte die solide Metalltür, die aufs Dach führte, zerrte daran und öffnete sie. Geduckt lief sie auf das flache Dach hinaus. Dichte Flocken stoben ihr entgegen. Sie musste sich mit aller Macht gegen den beißenden Wind stemmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Eine Böe fegte ihr die Mütze vom Kopf und ließ ihre langen schwarzen Haare flattern.

»Komm zu mir!«, rief die unheimliche Stimme. Sie klang wenig verlockend, doch Candy gehorchte und stolperte über das Dach zu den beiden Kaminen, die als dunkle Schatten aus dem Schneetreiben ragten. Mit beiden Händen hielt sie sich daran fest. Die Backsteine waren erstaunlich warm, gaben ihr für einen Augenblick das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit.

Ein Gefühl, das nur wenige Sekunden anhielt. Gleich darauf hüllte sie wieder frostige Kälte ein und zog sie von den Kaminen weg, quer über das Dach zu der hüfthohen Betonmauer, die das Dach vom Abgrund trennte. Ein letzter Impuls aus der Zeit, bevor sie die Stimme gehört hatte, hinderte sie noch daran, über die Mauer zu steigen und in die Tiefe zu springen. Ihr Blick ging zwischen den Wolkenkratzern der Michigan Avenue hindurch, über den Fluss zum Lake Michigan, der weit und scheinbar endlos vor der Stadt lag und sich im Schneetreiben und in der Dämmerung des frühen Abends verlor.

»Spring, Candy! Hab keine Angst!«, rief die Stimme. Mit ihrem Echo kroch eisige Kälte durch ihren Körper und ließ ihr Herz und ihre Seele gefrieren. Von der Stimme des unsichtbaren Wesens und seiner frostigen Berührung getrieben, kletterte sie über die Betonmauer und ließ sich in die Tiefe fallen. Sie schrie nicht, und die wenigen Tränen, die in ihren Augen gestanden hatten, waren längst zu Eis gefroren. Weit unten schlug ihr

Körper auf den Asphalt.

# 1

Sarah Anderson stand an einem der schmalen Fenster der riesigen Ausstellungshalle und blickte auf die Wolkenkratzer des Loop. Keine Skyline war beeindruckender als die von Chicago, doch im Schneegestöber wirkten die dunklen Umrisse der Hochhäuser wie gefährliche Monster, die durch das Unwetter zum Seeufer stapften und alles zu verschlingen drohten, was sich ihnen in den Weg stellte. So wie der Wendigo, das Ungeheuer, von dem ihr Großvater im Winter oft erzählt hatte.

Erschauernd wandte sie den Blick von den Wolkenkratzern und blickte auf den Lake Shore Drive hinab. Auch der Linienbus vor dem Museum war nur schemenhaft zu erkennen. Als er auf die Schnellstraße bog, bewegten sich seine Rückleuchten wie Irrlichter durch den Flockenwirbel.

Ohne das Fenster vor ihren Augen zu berühren, wusste sie, wie kalt die Scheibe war. Sie war dieses Wetter gewöhnt, nicht erst seit sie in Chicago wohnte. In ihrer Heimat waren die Winter noch strenger. In der kleinen Siedlung, in der sie als Kind gewohnt hatte, fegte der Nordwind schon im September um die Häuser, und wer im Oktober noch keine Ketten an seinem Pick-up hatte, brauchte gar nicht erst loszufahren. Ein Sprichwort ihres Volkes sagte, dass es nur zwei Jahreszeiten in ihrer Heimat gab, den Winter und die kurze Zeit, während der sie die Schlaglöcher reparierten. Wenn sie an den Winter dachte, sah sie sich als kleines Mädchen auf einer Woldecke sitzen und ihrem Großvater zuhören, der aufregende Geschichten zu erzählen wusste.

Sarah war stolz auf ihre indianischen Vorfahren, auch deshalb hatte sie Anthropologie und Geschichte auf dem College belegt und danach als Kuratorin im »Field Museum of Natural History« in Chicago angefangen. Ein besseres Museum, um die Vergangenheit ihres Volkes zu studieren, gab es nicht, auch wenn sie endlose Überstunden absolvieren musste, um Ausstellungen wie »Mythen und Legenden der Ojibway-Indianer« zusammenzustellen. Sie war selbst eine Anishinabe, wie die Ojibway sich nannten, auch wenn das niemand wusste. Sie erzählte überall, dass sie bei den Irokesen aufgewachsen war, und tatsächlich sah sie wie eine junge Frau dieses Volkes aus: die hohe Stirn, der klare Blick ihrer dunklen Augen, die leicht hervorstehenden Wangenknochen, das energische Kinn. Die langen Haare, schwarz wie das Gefieder eines Raben, die sie wie immer bei der Arbeit mit einer Spange zusammenhielt. Bei den Irokesen hatten die Frauen das Sagen gehabt, die Clan-Mütter, ein Gedanke, der ihr sehr gefiel.

»Schon nach sechs«, sagte Sophie Pirker, ihre Vorgesetzte. »Wir sollten langsam Schluss machen. Heute Abend kommt ein Film mit Cary Grant auf AMC. Ich steh auf den Knaben.«

»Cary Grant? War der nicht schwul?«

»Und wenn«, erwiderte Sophie, »im Film legt er die Frauen reihenweise flach. Wäre ich ihm jemals begegnet ...«

»... hättest du ihn zum Hetero bekehrt, na logisch«, ergänzte Sarah grinsend.



Sophie Pirker war Single. Obwohl sie die Männer sehr direkt anbaggerte, hatte sie kein Glück bei ihnen, was vielleicht auch daran lag, dass sie unter Übergewicht litt. Schuld daran war ihre Vorliebe für die dicken Pizzas, die man nur in Chicago bekam.

Unter mangelndem Selbstbewusstsein litt sie deshalb nicht. Obwohl sie mit ihren rostbraunen Haaren und ihrer sommersprossigen Haut fast wie eine Irin aussah, stammten ihre Vorfahren aus Skandinavien, und sie behauptete steif und fest, einer ihrer Vorfahren sei Leif Erikson gewesen, der legendäre Wikinger und Entdecker von Amerika.

»Nun sieh sich das einer an«, rief Sophie erstaunt. Sie hatte in den Bildarchiven des Museums nach Abbildungen für die Ausstellung gesucht und war auf die Zeichnung eines Indianers gestoßen. »Ich wusste gar nicht, dass wir so ein schönes Bild vom Wendigo haben. Das müssen wir neben die Maske hängen.«

Sarah löste sich vom Anblick der erleuchteten Wolkenkratzer und trat neben sie. Das Bild, eine farbige Zeichnung, nahm den gesamten Bildschirm ein. Der Anblick des legendären Winterriesen verstörte sie, weil sie beim Blick auf die Wolkenkratzer gerade an ihn gedacht hatte. Ein ausgezehrt Monstrum, das bedrohlich aus einem verschneiten Fichtenwald stapfte, hinter sich den vollen Mond, die Arme ausgebreitet, um seine Opfer sofort packen und verschlingen zu können, die aschgraue Haut lose über den Knochen wie bei einem ausgehungerten Tier. Das einzig Lebendige an ihm waren die tief in den Höhlen liegenden glühenden Augen und das pochende Herz, das inmitten einer Kapsel aus durchsichtigem Eis zu schlagen schien. Auf dem Bild stand eine Warnung in der Anishinabe-Sprache: »Hüte dich vor dem Wendigo! Sein Hunger nach Menschenfleisch ist unermesslich, und wessen Namen er ruft, der ist des Todes.«

»Ich fasse es nicht«, wunderte sich Sophie, nachdem Sarah die Worte übersetzt hatte. »Seit wann sprichst du Ojibway? Ich dachte, du wärst Irokesin.«

»Mein Schwager ist Anishinabe«, gebrauchte Sarah ihre Standardlüge. »Außerdem hab ich meine Examensarbeit über die Anishinabe geschrieben. Und den Wendigo«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Dann weiß ich ja, wer den Text für unser Programmheft schreibt«, sagte Sophie, die beinahe mehr über die Anishinabe wusste als Sarah selbst. Sie hatte ihre Doktorarbeit über die Indianervölker der Großen Seen geschrieben und galt in Fachkreisen als Koryphäe. Außenstehende, die Sophie nicht kannten, hielten sie auf den ersten Blick für eine Sekretärin oder Hilfskraft. »Soll ich mich in ein sündhaft teures Kostüm zwingen, nur damit ich einen professionelleren Eindruck mache?«, sagte sie, wenn sie jemand vorsichtig darauf ansprach.

Sarah starrte unentwegt auf das Bild. Ihr Blick war ernst, beinahe besorgt. »Angeblich soll der Wendigo auch heute noch Menschen in den Tod treiben«, erzählte sie. »Mein Schwager hat mir von zwei Fällen erzählt. Eine Frau in den Bergen westlich von Duluth, die zerfetzt in einer Schneewehe gefunden wurde, und ein alter Mann im Reservat, von dem nur die Knochen übrig blieben. Das Gemeine ist, dass er nicht wie auf dem Bild aus den Wäldern kommt. Er verstellt sich. Mal bleibt er unsichtbar, mal schlüpft er in den Körper eines Menschen, um möglichst lange unerkannt zu bleiben, wenn er ein Opfer in

den Tod treiben will. Stell dir vor, du kommst zu deinem Mann nach Hause, und er sieht dich plötzlich mit rot glühenden Augen an und geht auf dich los.«

»Jetzt weißt du, warum ich mir keinen Ehemann zugelegt habe«, erwiderte Sophie. Sie zog die Augenbrauen hoch. »Hey, du glaubst doch nicht wirklich an diesen Blödsinn? Der Wendigo ist eine Legende, so wie Big Foot oder der Große Böse Wolf. Schon vergessen?«

Sarah ging an ihren eigenen Computer und schaltete ihn aus. »Du weißt doch, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als man sich vorstellen kann«, sagte sie, während sie ihre Unterlagen im Schreibtisch verstaute. Um ihre Lippen spielte ein spöttisches Lächeln. »Nur gut, dass der Wendigo noch nie in einer Stadt aufgetaucht ist. Er mag keine Städte.«

»Na, da bin ich aber froh«, freute sich Sophie und räumte ebenfalls zusammen. »Gehen wir noch zu Starbucks, bevor ich mich auf der Couch räkele und Cary Grant anschmache?«

Sarah schlüpfte in ihren schwarzen Anorak und zog die violette Wollmütze über ihre Haare. »Heute nicht, Sophie. Ich hab Carol versprochen, mit ihr ins Kino zu gehen.« Ihr Blick wanderte zum Fenster und blieb an einem dunklen Schatten hängen, der wie eine bedrohliche Gewitterwolke am Museum vorbeizog und für einen Augenblick den trüben Lichtschein der Straßenlampen verdunkelte. Doch so schnell er aufgetaucht war, verschwand er auch wieder.

»Sarah! Was ist denn los?«, fragte Sophie besorgt. »Du bist ja ganz blass!«

Sarah zwang sich zu einem Lächeln. »Alles okay«, erwiderte sie rasch. »Ich dachte nur ...« Sie winkte ab. »Ist ja auch egal. Wir sehen uns morgen.«

Sie verließ die Ausstellungshalle und stieg die Treppen zum Ausgang hinab.

Sarah war froh, dass sie Stiefel mit breiten Absätzen trug, als sie die riesige Eingangshalle durchquerte. Das Geräusch, das spitze Absätze auf dem gefliesten Boden verursachten, empfand sie als unangenehm laut und aufdringlich.

»Schon wieder Überstunden, Miss Anderson?«, fragte der uniformierte Sicherheitsbeamte vor dem Skelett der riesigen Dinosaurier-Dame, die auf den Plakaten als »Sue« angekündigt wurde.

»Die neue Ausstellung, George«, antwortete sie. Der Small Talk gehörte zu ihrem täglichen Ritual. »Sie glauben gar nicht, wie viel Arbeit wir damit haben.«

Er lächelte. »Immer noch besser, als bei dem Wetter im Verkehr zu stecken.«

Sie verabschiedete sich von ihm und trat ins Freie. Sie kniff die Augen gegen den Schnee zusammen, lief die Stufen zur Haltestelle hinunter und nickte dankbar, als der Busfahrer ihr öffnete. »Scheußliches Wetter heute«, bemerkte er, »da weiß man doch gleich wieder, warum man Chicago ›Windy City‹ nennt.«

»Da haben Sie recht«, erwiderte sie müde. Sie setzte sich auf die letzte Bank, um nicht weiterem Small Talk ausgesetzt zu sein, und lehnte ihren Kopf gegen das kalte Fenster. Nach einem anstrengenden Tag wie heute brauchte sie ein paar Minuten, um sich zu erholen. Der Museumsjob war anstrengend und erforderte ihren vollen Einsatz, wenn sie wie Sophie einen guten Posten ergattern wollte.

Eigentlich war sie sogar zu müde, um mit Carol ins Kino zu gehen, doch es hatte eine ganze Weile gedauert, bis ihre Mitbewohnerin endlich zugänglicher geworden war, und sie wollte sie nicht zurückstoßen. Seitdem sie sich die Wohnung teilten, hatte sich die drei Jahre jüngere Studentin stets ein wenig reserviert verhalten, selbst auf der Party, die sie mit ihren Nachbarn gefeiert hatten.

Heute wollten sie zum ersten Mal gemeinsam ausgehen, nach dem Kino vielleicht sogar in einem der neuen Clubs an der Rush/Division vorbeischaun. Es war lange her, dass sie einen Freund gehabt hatte, und es konnte nichts schaden, dem Glück ein wenig auf die Sprünge zu helfen.

Ein dunkler Schatten strich an den Fenstern des Busses entlang. Sie blickte erschrocken hoch und erkannte, dass der Bus losgefahren war, und die flackernden Schatten vom Lichtschein der vorbeihuschenden Straßenlampen kamen. Durch den Flockenwirbel nahm sie die erleuchtete Skyline, die sonst von der Zufahrtsstraße aus deutlich zu erkennen war, nur verschwommen wahr. Das obere Drittel des Willis Tower war überhaupt nicht zu sehen, als wäre mit dem Schnee auch Nebel gekommen.

An der Roosevelt Street, wo sie sonst in die Hochbahn umstieg, blieb sie sitzen. Sie hatte sich mit Carol in einem Starbucks an der Michigan Avenue verabredet, nur einen halben Block von dem Kino entfernt, in dem sie sich den neuen Film mit Brad Pitt ansehen wollten. Carol hatte den Film ausgesucht.

Sie beide hatten sich über eine Anzeige kennengelernt. »Suche Mitbewohnerin« hatte Sarah in einem Online-Forum inseriert. Carol hatte sich als eine der Ersten gemeldet, und weil sie einen stillen, aber sympathischen Eindruck gemacht hatte und zudem noch Geschichte am College studierte, waren sie sich rasch einig geworden. Sarah fand es lediglich seltsam, dass die wenigen Bücher ihrer Mitbewohnerin alle brandneu aussahen und sie sehr ungern über ihr Studium sprach. Sie war keine besonders fleißige Studentin, nahm Sarah an, manchmal machte sie sogar den Eindruck, am liebsten alles hinwerfen und einen Job annehmen zu wollen. Angeblich war ihre Mutter schwer krank.

An ihre eigenen Eltern dachte Sarah jeden Tag. Sie gehörten zu dem anderen Leben, das sie vor zwei Jahren hinter sich gelassen hatte. Die Entscheidung, niemals mehr ins Reservat am Lake Superior zurückzukehren und ihre Eltern und liebe Freunde wie Father Paul zu verlassen, war ihr nicht leichtgefallen, aber eine andere Möglichkeit hatte es nicht gegeben. Bei ihren Eltern würde man sie zuerst suchen.

Bis zu ihrem zwangsweisen Abschied war sie niemals weiter als bis in die Twin Cities, Minneapolis und St. Paul, gekommen, hatte immer davon geträumt, im Museum ihres Stammes arbeiten zu können. Chicago war eine vollkommen neue Welt für sie gewesen, war jetzt noch ein Labyrinth voller Schluchten und Trails, die sie nur zum Teil erkundet hatte. Wider Erwarten mochte sie die Stadt. Chicago hatte nichts Künstliches an sich, war ehrlich und direkt wie die Wildnis, die sich außerhalb ihres Reservats in Grand Portage erstreckte. Sich in einer solchen Umgebung zu behaupten, erforderte Entschlusskraft und Mut. Sie hatte die Herausforderung angenommen, auch weil man ihr eine neue Vergangenheit bei den Irokesen in New York State verschafft und bei der Jobsuche unter

die Arme gegriffen hatte. Ohne die Hilfe hätte sie sich niemals auf den Deal eingelassen.

In der Innenstadt stiegen weitere Fahrgäste zu. Der Bus fuhr über die State Street nach Norden, die ehemalige Shoppingmeile im Loop. So nannte man den Stadtkern von Chicago, weil er von einem Ring aus Hochbahnschienen eingerahmt war. Jedes Mal, wenn die Türen mit einem kräftigen Zischen aufgingen, wehten kalte Luft und Schneeflocken in den Bus, und die eingestiegenen Fahrgäste brachten den säuerlichen Geruch von feuchten Anoraks und Mänteln herein. Obwohl die Rushhour vorbei war, herrschte viel Verkehr. Im Loop war immer etwas los.

Am Wacker Drive bog der Bus nach rechts und fuhr über die Brücke auf den Teil der Michigan Avenue, der »Magnificent Mile« genannt wurde. Links von ihr ragte der neue Trump Tower in das Schneetreiben empor, daneben erhoben sich der Wrigley Tower und andere betagte Wolkenkratzer. Sarah verdiente zu wenig, um in den sündhaft teuren Läden der Magnificent Mile shoppen zu können, sah sich aber gern dort um und gönnte sich auch mal einen Cappuccino in einem der Cafés.

An der Grand Avenue stieg sie aus. Schon als sich die Tür hinter ihr schloss und ihr der Wind forsch ins Gesicht blies, hatte sie das seltsame Gefühl, feindliches Land zu betreten. Vom Glanz der Magnificent Mile war selbst im Schein der erleuchteten Schaufenster wenig zu spüren. Auf der Straße und den Gehsteigen hatten sich Schnee und Dreck vermischt, und die Hochhäuser wirkten dunkel und bedrohlich und schienen immer näher an die Straße heranzurücken. Mit flackerndem Blaulicht und heulenden Sirenen schossen zwei Streifenwagen aus der Grand Avenue und fegten über die Michigan Avenue nach Norden. Zwei oder drei Blocks weiter hielten sie.

Noch bevor sie die Ampel erreicht hatte, hörte Sarah die Stimme. Zunächst war sie nur ein heiseres Krächzen, ein kaum hörbares Geräusch, wie das Räuspern eines vorbeieilenden Passanten.

Sie ging ein paar Schritte, hielt den Kopf gegen den Wind und das Schneetreiben gesenkt, als die Stimme sich erneut meldete. Aus dem Krächzen war ein heiseres Flüstern geworden, das tief in ihre Ohren drang und ihr qualvolle Schmerzen bereitete. »Sarah!«, rief die Stimme. »Komm zu mir, Sarah! Du weißt, wer ich bin. Du weißt, dass du sterben musst, wenn du deinen Namen hörst. Du kennst den Wendigo.«

Sie blieb so abrupt stehen, dass ein Ehepaar in sie hineinlief. Die Frau ließ ihre Einkaufstasche fallen und schimpfte: »Passen Sie doch auf!« Der Mann hob seiner Frau die Tasche auf und blickte Sarah mit einer Mischung aus Arger und Verwunderung an. »Ist Ihnen nicht gut, Miss? Sie sehen so blass aus.« Er legte eine Hand auf ihre Schulter. »Soll ich einen Arzt rufen?«

Sarah löste sich aus ihrer Erstarrung. »Nein, nein ... Es geht schon wieder. Tut mir leid, das wollte ich nicht.« Sie ging weiter, ohne sich um die erstaunten Blicke des Ehepaars zu kümmern, und lehnte sich gegen ein Schaufenster. Langsam atmete sie wieder ruhiger. »Daran ist nur dieses Bild schuld«, sagte sie sich, »wahrscheinlich träume ich heute auch vom Wendigo.«

Sie stieß sich von dem Schaufenster ab, ohne auch nur einen Blick auf die Auslage zu

werfen, und ging langsam auf den Fußgängerübergang zu. Ihre Bewegungen wirkten verkrampft und aus ihren Augen war der Glanz gewichen, als das Echo der heiseren Stimme in ihrem Kopf nachhallte und immer wieder ihren Namen rief. »Sarah! Komm zu mir, Sarah! Du hörst mir!«

In ihren Augen leuchtete die Ampel grün, obwohl sie Rot zeigte, und selbst das laute Schnarren, das Blinden anzeigte, dass sie die Straße nicht überqueren durften, zog sie wie ein Magnet nach vorn. Von einer unsichtbaren Kraft gezogen, lief sie durch das Schneetreiben.

In ihrem Kopf war ein hässliches Lachen, als sie auf den Zebrastreifen trat. »Komm zu mir, Sarah!«, rief die heisere Stimme. Sie lief vor einen heranfahrenden Lieferwagen, sah nur noch das entsetzte Gesicht des Fahrers und hörte das schrille Kreischen der Bremsen. Dann wurde es schwarz vor ihren Augen und sie spürte gar nichts mehr.

Lieutenant Karen Havelka zeigte dem uniformierten Polizisten am gelben Absperrband ihre Marke und hatte bereits die zugedeckte Leiche im Blick, als sie den Tatort betrat. Sie trug einen gefütterten Polizeianorak über ihrem Hosenanzug und hatte ihre kurzen, blond gefärbten Haare unter einer Strickmütze versteckt. Sie war um die vierzig und schien sich wenig darum zu kümmern, dass man ihr dieses Alter auch ansah. Sie trug kaum Make-up. »Was haben wir?«, fragte sie einen Uniformierten.

Der Polizist war noch jung und hatte großen Respekt vor seiner Vorgesetzten. »Eine weibliche Leiche, Ma'am. Eine Indianerin. Sie muss vom Dach gesprungen sein.« Er blickte an dem Haus empor. »Oder man hat sie gestoßen.«

»Das klären wir noch, Officer. Wer hat die Leiche entdeckt? Hat jemand gesehen, wie sie gefallen ist?« Sie wurde ungeduldig. »Nun lassen Sie sich doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

»Der Türsteher, Ma'am.« Er blickte auf den älteren Mann in der roten Fantasieuniform. Sie ... die Leiche ist ihm praktisch vor die Füße gefallen. Ich hab ihm gesagt, dass Sie wahrscheinlich noch ein paar Fragen an ihn haben.«

»Okay«, erwiderte sie mürrisch. Sie war gerade beim Abendessen mit ihrem Verlobten gewesen, als die Meldung von dem Mord oder Selbstmord über ihr Handy gekommen war, und nicht besonders glücklich über die Unterbrechung. Harry ertrug es ohnehin nur unwillig, mit einer Polizistin mit höherem Dienstgrad liiert zu sein. Er war Anwalt.

»Sorgen Sie dafür, dass die Schaulustigen verschwinden, Officer!« Sie ließ den Polizisten stehen und ging zu dem Opfer. Eine junge Frau der Crime Scene Unit zog die silberne Decke von der Toten. »Wir haben auf Sie gewartet, Ma'am. Sergeant Dexter ist auf dem Dach und checkt die Spuren.«

Havelka wischte sich einige Schneeflocken wie lästige Insekten aus dem Gesicht und betrachtete das Opfer näher. Eine Indianerin, der junge Officer hatte recht. Mitte zwanzig, elegant gekleidet, sorgfältiges Make-up. Entweder gut verheiratet oder ein gut bezahlter Job. Unter ihrem schlanken Körper hatte sich eine dunkle Blutlache gebildet.

Sie hob eine Hand der Toten an. Kein Ehering, dafür ein kostbares Türkisarmband. Keines dieser klobigen Dinger, die man auf jedem Flohmarkt bekam, sehr viel dezenter

und kostbarer. Keine blutigen Schrammen, keine Blutergüsse, keine Hautfetzen unter den Fingernägeln, die auf einen Kampf hingewiesen hätten. Wenn sie einen gewaltsamen Tod gestorben war, hatte sie ihren Mörder gekannt. Ihre Hände wirkten sehr gepflegt, selbst jetzt noch, nach einem Sturz aus dem zwanzigsten Stock.

»Sieht nach Selbstmord aus«, sagte der Medical Examiner, ein gut aussehender Mann in ihrem Alter, der schon seit einigen Monaten versuchte, sie zu einem Date zu überreden. Er war unbemerkt neben sie getreten. »Genauer kann ich dir allerdings erst sagen, wenn ich sie auf dem Tisch habe. Bei einer Frau, die von einem Hochhaus gestürzt und auf Asphalt gefallen ist, sollte man mit schnellen Diagnosen sehr vorsichtig sein. Sie hat sich so ziemlich jeden Knochen gebrochen, und ihre rechte Gesichtshälfte ...«

»Das sehe ich, Jerry«, erwiderte sie. Sie legte den Arm zurück und strich der Toten eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Und du hast nichts gefunden, was auf einen gewaltsamen Tod hinweisen könnte? Versteckte Schusswunden? Hämatome? Sonst irgendetwas?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wie gesagt, ich muss sie erst genauer untersuchen. Ich bin keiner dieser Gerichtsmediziner, wie man sie im Fernsehen sieht. Die können zaubern. Ich bin nur ein gewöhnlicher Sterblicher.« Er lächelte sie an. »Wann jagst du endlich deinen Verlobten zum Teufel und gehst mit mir aus, Karen? Ich würde dir die ganze Welt zu Füßen legen.«

»Chicago reicht mir voll und ganz.« Auch um ihre Lippen spielte ein Lächeln, das aber gleich wieder verschwand. »Ruf mich an, wenn du was findest. Oder noch besser: Ich komme morgen früh bei dir vorbei.«

»Du bist mir immer willkommen.«

»Wenn du glaubst, dass ich dir einen Espresso und ein Croissant mitbringe, täuschst du dich, Jerry. Ein Verlobter reicht mir, das kannst du mir glauben.« Sie ließ ihn genauso stehen wie den Uniformierten und wandte sich an die Kollegin von der Crime Scene Unit, die eine Umhängetasche und eine weiße Einkaufstasche vom Nike-Shop für sie bereithielt. »Die Taschen der Toten?«

»Ja, Lieutenant«, erwiderte die junge Frau. »Die Umhängetasche lag neben ihr, die Einkaufstasche hat ein Kollege auf der Treppe im Hausflur gefunden. In einem der oberen Stockwerke.«

Havelka blickte in die Papiertüte und sah ein neues Paar Laufschuhe, das Modell, das ständig in der Fernsehwerbung kam und wahrscheinlich doppelt so viel kostete wie ihre einfachen Treter. In der Handtasche fand sie Kosmetika, einen Hausschlüssel, allerlei Krimskrams und eine Brieftasche mit Scheckbuch, Bargeld und etlichen Kreditkarten. Auf dem Führerschein stand ihr Name: Candice Morgan. Wahrscheinlich nannte man sie Candy. Auf einem gefalteten Briefumschlag mit der Rechnung von einem Wellness-Zentrum fand sie ihre Adresse. Eines der neuen Apartmenthäuser in Streeterville.

Sie gab der Kollegin der Crime Scene Unit die Taschen zurück und notierte Namen und Adresse der Toten. Noch während sie schrieb, wandte sie sich an den Türsteher, der fröstelnd vor der gläsernen Doppeltür stand. »Lieutenant Havelka, Chicago Police«, stellte

sie sich vor. Der Mann nannte seinen Namen. »Kannten Sie die Tote, Mister?«

Der Türsteher war froh, dass er endlich an der Reihe war, und gab bereitwillig Auskunft. »Nein, Ma'am, sie wohnte nicht hier. Ich kenne alle Mieter in diesem Haus. Aber hier wohnen einige vermögende Singles, und es könnte natürlich sein, dass sie mit einem dieser Gentlemen befreundet war. Die Herren wechseln ihre Damen relativ häufig. Obwohl sie mir nicht den Eindruck machte ... nun, sie war keines dieser jungen Dinger, die sich einem reichen Mann an die Brust werfen. Sie wirkte ... wie soll ich sagen ... irgendwie elegant. Sie war gut gekleidet. Teurer Mantel ...«

»Gut gekleidet?« Havelka blickte ihn verwundert an. Die wenigsten Selbstmörderinnen zogen ihre beste Kleidung zum Sterben an. »Warum nahm sie die Treppe? Warum nicht den Aufzug?«

»Der Aufzug wurde gerade repariert. Ich sagte ihr, es würde ungefähr noch eine halbe Stunde dauern, dachte mir, sie würde vielleicht lieber einen Kaffee trinken und warten, bis die Handwerker gegangen waren, aber sie ließ sich nicht aufhalten.«

Er beobachtete, wie sie den Zinksarg mit der Leiche in einen Wagen schoben, und schüttelte den Kopf. »Grauensvoll. Als sie auf den Gehsteig fiel, dachte ich zuerst, jemand hätte einen Stein vom Dach geworfen. Irgendwelche Rabauken, obwohl wir solche Typen hier nicht reinlassen.« Er bekam feuchte Augen. »Dann sah ich sie liegen. Ein grauenvoller Anblick. Eben noch jung und schön, und im nächsten Moment ... Warum hat sie das getan?«

»Das versuchen wir herauszufinden. Ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen? Wirkte sie verstört ... durcheinander?«

»Jetzt, wo Sie's sagen«, erwiderte er mit gerunzelter Stirn. »Sie kam mir tatsächlich ein wenig seltsam vor. Da war irgendwas mit ihren Augen. Ich weiß, es klingt komisch, aber sie wirkten zu kalt für ihr schönes Gesicht. Verstehen Sie mich nicht falsch, sie war freundlich, aber irgendwie leer ... nun ja, vielleicht war sie auch nur erschöpft.«

Havelka reichte dem Mann ihre Karte, falls ihm noch etwas einfiel, und wandte sich an einen der beiden Detectives, die ebenfalls am Tatort waren. Sie berichtete ihm, was der Türsteher gesagt hatte. »Lassen Sie sich die Namen dieser Männer geben und checken Sie, ob sie einen von ihnen kannte. Ich nehme an, ein Freund oder Lover wäre längst hier, aber man kann nie wissen. Solange wir nicht sicher wissen, dass es sich um Selbstmord handelt, ermitteln wir wie in einem Mordfall. Ich habe ein ungutes Gefühl bei der Sache. Klappern Sie die anderen Bewohner ab, wenn Sie bei den Singles nicht fündig werden.« Sie drückte eine der beiden Glastüren nach innen. »Ich bin bei Sergeant Dexter auf dem Dach, wenn jemand nach mir fragen sollte.« Sie drehte sich noch einmal um. »Kein Wort zur Presse, okay?«

Sie stieg in den Aufzug und fuhr in den zwanzigsten Stock hinauf. Die Metalltür zum Dach stand offen. Der stetige Wind wirbelte ihr Schnee ins Gesicht. Sie hielt den rechten Unterarm vors Gesicht und fluchte ungeniert. »Scheißwetter! Sergeant, wo stecken sie?«

»Hier, Lieutenant!«, kam die knappe Antwort. Der Chef der Crime Scene Unit, ein untersetzter Mann mit militärischem Haarschnitt, wartete bei den Kaminen.

»Scheußliches Wetter, was?«

»Was haben Sie gefunden?«

»Nichts«, sagte er.« Er deutete auf den schneebedeckten Boden. »Seit sie hier oben war, ist 'ne ganze Menge Schnee gefallen, aber man kann ihre Spuren noch deutlich sehen. Sie war allein hier oben, Lieutenant. Sie ging geradewegs zum Rand und sprang in die Tiefe. Einen besseren Beweis für einen Selbstmord als ihre Spuren gibt es nicht. Sie war allein und zögerte keinen Augenblick. Die Frau wollte sterben.«

»Warum sollte eine junge, hübsche Frau, die sich anscheinend jeden Wunsch erfüllen kann, Selbstmord begehen?«, fragte Havelka. »Und warum klettert sie zu Fuß in den zwanzigsten Stock, nur um von diesem Dach zu springen? Warum schneidet sie sich nicht die Pulsadern auf? Warum wirft sie sich nicht vor einen Bus? Warum macht sie sich das Sterben so schwer?«

Sergeant Dexter zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Warum fährt einer auf die Gegenfahrbahn und reißt ein halbes Dutzend anderer Menschen in den Tod, wenn er sterben will? Selbstmörder tun seltsame Dinge. Vielleicht wollte sie nur Aufmerksamkeit erregen.«

»Wenn sie das wollte, ist es ihr vortrefflich gelungen. Was Besseres hätte Channel 7 nicht passieren können. Von so was leben die eine ganze Woche.«

Havelka bedankte sich und fuhr ins Parterre zurück. Bevor sie in ihren Wagen stieg und ihre Detectives den Rest erledigen ließ, wandte sie sich noch einmal an den Medical Examiner: »Noch was, Jerry. Untersuch sie auf Drogen. Der Türsteher sagt, ihre Augen wären seltsam leer gewesen. Könnte sein, dass sie high war, als sie in den Tod stürzte. Vielleicht hat ihr jemand was gegeben und ihr befohlen vom Dach zu springen. So was gibt's.«

»Im Kino ... ja.«

»Wir müssen alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, Jerry. Wie gesagt, ich hab ein komisches Gefühl bei der Sache.« Sie grinste. »Weibliche Intuition.«

»Auch das noch.«

»Bis morgen, Jerry.« Sie steckte ihren Notizblock ein und ging zum Wagen.